

Als ich mit Hunden redete ...

Barbara Zürcher, Direktorin <Bieler Fototage>

In unserem Alltag stehen wir in einem beständigen Austausch mit einer ganz bestimmten Zahl alltäglicher Erscheinungen – manche sind uns sehr vertraut, andere sind unerwartet und neu, aber stets bestätigen sie unser Dasein. Und das sogar, wenn sie uns bedrohlich erscheinen: Der Anblick einer sich in den Arm fixenden jungen Frau am Bahnhof zum Beispiel oder der mit Totenschädeln maskierte Jugendliche, der unserem Blick begegnet – beides erinnert und zwar mit äusserstem Nachdruck an unseren Alltag und an seine Bedeutung. Was wir beständig sehen, bestätigt uns. Doch kann es plötzlich, unerwartet geschehen, meistens im Licht des Halbgeschauten, dass wir den Anblick einer anderen Ordnung des Sichtbaren erhaschen, die die unsrige kreuzt und nichts mit ihr gemein hat.

Jedes Bild verkörpert eine bestimmte Art des Sehens. Fotos sind eben nicht, wie immer wieder häufig angenommen wird, lediglich mechanische Aufzeichnungen. Schauen wir uns eine Fotografie genau an, wird uns bewusst, dass die Fotografin, der Fotograf gerade diese Ansicht aus einer enormen Anzahl von Möglichkeiten ausgewählt hat.

Auf all diesen Fotografien beobachte ich ein je eigenes Licht, das die Jahres- oder die Tageszeit vorgegeben hat. Es ist stets das Licht, in dem Gestalten etwas nachjagen – Tieren, vergessenen Namen, einem Nachhauseweg, etwas Schlaf, Tagträumen, dem Wohlbefinden, der Freiheit, dem Glück, dem Abgrund. Ein Licht, in dem keine Dauer liegt, ein Licht, das nicht länger währt als einen flüchtigen Augenblick.

Ein Kinofilm läuft mit einer Geschwindigkeit von 25 Bildern pro Sekunde. Niemand weiss, wie viele Bilder täglich pro Sekunde an unserer Wahrnehmung vorbeiziehen. Aber in den kurzen Momenten, die ich meine, ist es, als ob wir, plötzlich aus der Fassung gebracht, zwischen zwei Bildern schauen. Wir stossen auf einen Bereich des Sichtbaren, der nicht für uns gedacht ist, vielleicht aber für Nachtvögel und andere Wesen ...

Die Ordnung, die wir normalerweise dem Sichtbaren zu Grunde legen, ist nicht die einzige: sie existiert nur neben anderen. In den Geschichten von Feen und Kobolden versucht der Mensch mit diesem Nebeneinander zu Rande zu kommen. Kinder erahnen dies intuitiv, sie verstecken sich so gern hinter den Dingen, denn dort entdecken sie die Zwischenräume der verschiedenen Ordnungen des Sichtbaren.

Auf jeder dieser Fotografien ist zwar die menschliche Ordnung noch zu erkennen, aber sie ist nicht mehr unbedingt bestimmend, sie entgleitet zuweilen dem Auge. Und die Zwischenräume sind offen. Das Ergebnis kann beunruhigend sein: es gibt mehr Einsamkeit, Schmerz und Verlassenheit. Und

gleichzeitig ist da die Erwartung, wie ich sie aus meiner Kindheit kenne, als ich mit Hunden redete, ihren Geheimnissen lauschte und sie für mich behielt. So geht es mir bei der Betrachtung dieser vordergründig disparaten Bildserien von ‹The Selection vfg 2004›.